

4. Theoretischer Rahmen

So vielfältig die Zugänge zur beruflichen Tätigkeit von Translator*innen sind, so unterschiedlich sind die Erklärungsmodelle und die Bemühungen, die beruflichen Tätigkeiten zu erfassen, zu beschreiben, zu verstehen, zu erklären oder auch zu modellieren. Um eine neue theoretische Perspektive auf den Forschungsgegenstand eröffnen, konzeptuelle Überlegungen anstellen und empirisch gesättigte Erklärungsmodelle zu Entstehungs- und Verfassungsbedingungen translatorischer Handlungsfelder entwickeln zu können, ist es zunächst notwendig, den theoretischen Rahmen abzustecken, in dem sich die vorliegende Arbeit verortet. Das Ziel dieser Arbeit ist es zum einen, eine gegenstandsbezogene Theorie zur Verberuflichung des Handlungsfeldes Gebärdensprachdolmetschen zu konstruieren, zum anderen jedoch auch, davon abstrahierend ein Erklärungsmodell zu entwickeln, das auf andere Sphären der Translation übertragen werden kann. Im Folgenden sollen jene theoretischen Bezüge und damit einhergehende Vorannahmen präsentiert werden, die der Untersuchung zugrunde liegen und im Abschlusskapitel (Kapitel 10) in Form einer theoretischen Verdichtung wieder aufgenommen werden.

Ausgehend vom Verständnis von Translation als historisch gewachsene, soziale und kulturelle Praxis und von Translator*innen als sozialisierte, sozial und kulturell eingebundene, konstruierte und konstruierende historische Subjekte liegt der Untersuchung die Annahme zugrunde, dass deren Verberuflichung durch Klassifizierungs- und Typisierungsprozesse (wie Selbst-Identifizierung, soziale Verortung und Schaffung von Gemeinsamkeiten) vonstattengeht, bei denen durch mentale und soziale Kategorienbildung scheinbar Homogenes zusammengefasst und von anderem abgegrenzt wird. Soziale Kategorisierungen werden hier in Anlehnung an Peter Berger und Thomas Luckmann (1966/2003) und Eviatar Zerubavel (1993) als Ordnungs- und Orientierungssysteme verstanden, die dazu dienen, den Platz der Subjekte in der sozialen Welt zu schaffen und zu definieren, um das Leben in der sozialen Welt gemeinsam zu bewältigen. Dieser theoretischen Grundansicht folgend, ist es das Anliegen dieser Arbeit, die sozialen Prozesse und Strukturen, die zur Verberuflichung der Tätigkeit des Gebärdensprachdolmetschens geführt haben, ebenso wie die Vorgeschichten der Akteur*innen, zu rekonstruieren. Als Leitkonzept der Analyse dient *boundary work*. Im Folgenden soll dargestellt werden,

warum sich dieses Konzept dazu eignet, die Rolle von symbolischen Ressourcen und Handlungen bei der Generierung von »Identität« und »Differenz« zu verstehen und warum es sinnvoll ist, es durch das analytische Konzept der *sozialen Welten* zu ergänzen. Des Weiteren wird darauf eingegangen, wie die Begriffe Beruf, Profession und Professionalisierung aus der Perspektive der vorliegenden Arbeit zu lesen sind. Zunächst werden jedoch anhand exemplarischer Beispiele aus den vorangegangenen Kapiteln resümierend drei analytische Dimensionen der Betrachtung des Gegenstandes besprochen.

4.1 Dimensionen der Betrachtung des Berufs: Eine Zusammenschau

Betrachtet man die translationswissenschaftliche Behandlung des Berufs, lassen sich drei für diese Arbeit relevante Dimensionen extrahieren, die zusammenwirken, aus heuristischen Gründen jedoch getrennt betrachtet werden sollen: 1) die soziale bzw. berufliche »Identität« der Translator*innen, 2) die sozialen Strukturen bzw. symbolischen Räume, in denen sie (inter-)agieren und 3) die Handlungen oder Prozesse, die von ihnen vollzogen werden.¹ Die nachfolgende Zusammenschau dient dazu, bisherige Konzeptualisierungen dieser Dimensionen zu diskutieren, um schließlich nach Abschluss der Analyse der Verberuflichung des Gebärdensprachdolmetschens eine alternative Betrachtungsweise anzubieten.

4.1.1 Translator*in-Sein bzw. -Werden

Als translatorisch handelnde Subjekte stehen Translator*innen, wie gezeigt werden konnte, im Zentrum der Überlegungen unterschiedlicher Ansätze, sei es, sie sind bereits als solche kategorisiert, sei es in Form von Prozessen, die eine Entwicklung zum*zur Translator*in ermöglichen oder vorsehen. So werden Translator*innen von Vermeer und mehr noch von Holz-Mänttari zwar als soziale und kulturgebundene Subjekte konzipiert, in der ihnen zugeschriebenen Expert*innenrolle jedoch als rational und zielgerichtet handelnde Idealtypen modelliert und auf diese Weise letztlich anonymisiert (siehe Kapitel 3.2.1). Auch in Prunčs Modell der Translationskultur, das weniger an Mikroproduktionsprozessen als an gesellschaftlichen und historischen Zusammenhängen, asymmetrischen Machtverhältnissen und ethischen Aspekten interessiert ist, schwingt, insbesondere in der operativen, »demokratischen« Version, eine Idealisierung mit, allerdings nicht als Typus rational und zielgerichtet handelnder Expert*innen, sondern als Typus selbstbewusster

1 Die vierte Dimension der Produkte wird ausgespart, da sie für die Konzeptualisierung des Untersuchungsrahmens nur in wenigen Aspekten von Relevanz ist, wiewohl sie im Zuge der Analyse zumindest mitgedacht wird.

und solidarischer Verantwortungsträger (siehe Kapitel 3.2.1). Pym wiederum distanziert sich dezidiert von der abstrakten Anonymität solcher Idealbilder. Seine Translator*innen will er als verleblichte, im historischen und sozialen Raum situierte aktive Subjekte des Wandels verstanden wissen. Da sie allerdings die Mitgliedschaft in seinen »intercultures« erst aufgrund bestimmter Fertigkeiten erwerben und ihren Lebensunterhalt mit translatorischen Tätigkeiten bestreiten, schränkt er seine Perspektive ein, ohne zu explizieren, um welche Fertigkeiten es sich handelt, wie und wann diese erworben werden bzw. welche Tätigkeiten er unter dem Attribut »minimal professional« (Pym 2000: 5) subsumiert (siehe Kapitel 3.1). Translator*in-Sein wird jedoch nicht nur unterschiedlich modelliert, in der Literatur finden sich auch Kontroversen um das Recht, den Titel »Translator*in« zu tragen. Hierbei sei an die Diskussionen erinnert, die um die Konzepte »natural translation«, »non-professional translation« und »activist translation« entflammt sind, die, wiewohl sie in unterschiedlichen Zusammenhängen geführt wurden, transportieren, dass ein Subjekt nur unter bestimmten Voraussetzungen einer bestimmten Kategorie oder einem bestimmten Typus zuzurechnen ist (siehe Kapitel 2.2). Ebenso zu erwähnen sind an dieser Stelle Arbeiten, die sich der Merkmalskatalogverfahren bedienen, um bestimmten translatorischen Tätigkeitsfeldern die Etikette der Profession ganz oder teilweise zuzuerkennen (siehe Kapitel 2.3).

Neben dem Translator*in-Sein wird auch das Translator*in-Werden aus unterschiedlichen Perspektiven betrachtet. In der Translationsprozessforschung didaktischer Ausprägung werden Translator*innen als Träger*innen eines Bündels von Kompetenzen modelliert, das es zu erwerben gilt, um Expert*innenstatus zu erlangen (siehe Kapitel 2.1). Und im Rahmen von Professionalisierungsdiskursen wird ein Zielzustand angepeilt, in dem ein vorgeschürtes Bündel erprobter Merkmalskategorien einem Kollektiv von Translator*innen zugeschrieben werden kann, das sie als Typus professioneller Translator*innen auszuweisen vermag, denkt man etwa an Tsengs Phasenmodell der Professionalisierung (siehe Kapitel 2.3).

Ebenso angeführt werden kann an dieser Stelle Tourys Konzeptualisierung des Translator*in-Werdens, die den Prozess der Sozialisation ins Zentrum rückt. Im Verlauf der translatorischen Sozialisation lernen Akteur*innen implizit oder explizit die jeweils vorherrschenden, sozial determinierten Normen und entwickeln sukzessive Strategien, um damit umgehen zu können (siehe Kapitel 2.2). Und mit Bourdieus Habituskonzept schließlich wird versucht, Translator*innen in ihrem historischen Gewordensein in den Blick zu nehmen, um individuelle wie kollektive Werdegänge, inkorporierte Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsmuster und beruflich-habituelle Positionierungen und Handlungszusammenhänge zu rekonstruieren. Das Konzept ermöglicht es, sowohl auf den beruflichen Habitus selbst zu fokussieren als auch Verbindungen zwischen primärem und spezifischem Habitus auszuloten (siehe Kapitel 3.2.3).

In einigen der besprochenen Ansätze und Arbeiten wird im Zusammenhang mit Translator*in-Sein bzw. -Werden mit den Konzepten (berufliche) Identität und (soziale) Gruppe operiert, sei es in Fachlehrbüchern, in denen eine scheinbar authentische »Identität« vorgezeichnet wird (siehe Kapitel 1.1.2), sei es in translationssoziologischen Studien, wie jenen Sela-Sheffys, die der beruflichen Identitätsbildung mit Goffmans Konzept »identity work« nachgeht (siehe Kapitel 3.2.3).

Da Identifizierung und Gruppenbildung auch in der nachfolgenden Studie eine wichtige Rolle spielen, sei ihnen ein Exkurs gewidmet. Ist in der vorliegenden Arbeit die Rede von individueller oder beruflicher »Identität«, so nicht im Sinne eines analytischen Konzepts, sondern als Kategorie der Praxis, d.h. der sozialen Erfahrung der Akteur*innen in ihren (privaten oder beruflichen) Wirklichkeiten. Denn das Nomen »Identität« suggeriert ebenso wie »Gruppe« Fixierung, Stabilität und Homogenität, während in der vorliegenden Arbeit der soziale Wandel und die individuelle Transformation im Vordergrund stehen. Um die Verdinglichung von Prozessen, die in den Blick genommen werden, zu vermeiden, soll stattdessen mit Rogers Brubaker und Frederick Cooper (2000) die Prozesshaftigkeit der Begriffe betont und dem Begriff der »Identifizierung« als kategorialer, relationaler und emotionaler Selbst- und Fremdzuschreibung der Vorzug gegeben werden. Dies erlaubt es, der sozialen Verortung der Akteur*innen und dem Entstehen von Gemeinsamkeit, Verbundenheit und Gruppengefühl (»groupness«) auf die Spur zu gehen (siehe dazu im Detail Kapitel 4.3.2). Ebenso lohnend ist Floya Anthias (2013) Begriff des »belongings«. Während Identität als analytisches Konzept statisches Sein und individuelle Eigenschaften suggeriert, wird durch »belonging« Relationalität ausgedrückt und das Überschreiten von Grenzen als Option ermöglicht. Auch Joanna Pfaff-Czarnecka (2011, 2013) bevorzugt in ihren Migrationsstudien das Konzept »belonging«, das bei ihr eine individuelle wie kollektive Dimension umfasst. Sie geht davon aus, dass Menschen im Laufe ihres Lebens unter oft schwierigen Umständen gleichzeitig oder sukzessive in unterschiedlichen kollektiven Einbindungen leben, wodurch sie »multiple belongings« ausbilden. Durch das Konzept der »biografischen Navigation« versucht sie die kontinuierlichen bewussten und/oder unbewussten Konstruktionen, (Neu-)Orientierungen, (Neu-)Positionierungen und Aushandlungen im Rahmen dieser Prozesse analytisch zu erfassen (siehe dazu auch Kapitel 7.1).

Für die vorliegende Studie stellt sich nun die Frage, wie Klassifizierungen und Typisierungen in der Praxis vorgenommen werden bzw. wie ein individuelles und kollektives berufliches Selbst schrittweise modelliert wird, wenn ein Beruf (noch) nicht existiert, obschon die Tätigkeit des Dolmetschens für Gehörlose in diversen Kontexten Alltag ist und translatorische Berufe bekannt sind. Um die Subjekte der vorliegenden Studie erfassen zu können, genügt es nicht, sie als Bündel von Kompetenzen oder professionellen Merkmalen oder in Hinblick auf die disponiblen Rollen als Verhaltensfiguren zu untersuchen, da diese jeweils nur einen eingeschränkten Blick auf den Forschungsgegenstand erlauben.

Der (berufliche) Habitus von Translator*innen dient nicht als Leitkonzept, Bourdieus Konzeptapparat hat jedoch in Bezug auf seinen Akteursbegriff Einfluss auf diese Arbeit. So wird davon ausgegangen, dass sich die in den Blick genommenen Akteur*innen nicht (immer) bewusst und reflektiert in ihren Feldern bewegen, sondern im Rahmen ihrer Dispositionen auf der Basis sozial erworbener Möglichkeiten agieren. Sie sind weder rein subjektive noch rein gesellschaftliche, sondern konstruierende wie konstruierte Subjekte, die sowohl subjektiven Sinn erzeugen als auch sozialer Determination unterliegen. Auch wenn es durchaus Sinn machte, den Habitus als inkorporiertes System dauerhafter Dispositionen von Gebärdensprachdolmetscher*innen zu untersuchen, so liegt der Fokus der vorliegenden Studie weniger auf der Ausformung eines spezifischen Habitus als auf dem durch Grenzziehung gekennzeichneten Prozess der Transition zwischen Alltagstätigkeit, informeller Arbeit und Beruf (zur Komplimentierung von *boundary work* durch Habitus vgl. Grbić 2014). Translator*in(-Sein) wird in dieser Arbeit als dynamische und relationale soziale und kulturelle Kategorie verstanden. Dies bedeutet, dass Personen als Gebärdensprachdolmetscher*innen bezeichnet werden, wenn sie als solche kategorisiert werden oder wenn sie sich selbst als solche kategorisieren.

4.1.2 Translatorisches Terrain

Als zweite Dimension der Betrachtung des Berufs von Translator*innen können jene Strukturen bzw. Räume ausgemacht werden, in denen die Akteur*innen positioniert werden. Dies soll anhand von vier Zugängen exemplifiziert werden. Die funktionale Übersetzungswissenschaft bietet mit Holz-Mänttäriss Theorie des translatorischen Handelns das Konzept des »Gefüges« als Handlungsrahmen an, in dem Translator*innen als Expert*innen ihrer Tätigkeit idealtypisch nachkommen. Das Gefüge fußt auf Spezialisierung, Arbeitsteilung und Kooperation, wodurch (Kompetenz-)Relationen und Abhängigkeiten zwischen den Elementen unterstrichen werden (siehe Kapitel 3.2.1).

Prunčs Konzept der Translationskultur wiederum ist weniger klassische Struktur oder Handlungsrahmen, sondern vor allem ein symbolischer Identitätsraum. Als solcher ist er einem tatsächlichen sozialen Raum, in dem translatorische u.a. Handlungen vollzogen werden, gedanklich vorgelagert. Translationskulturen sind historisch gewachsene, dynamische Subsysteme von Kulturen, die durch Normen, Erwartungshaltungen und Wertvorstellungen ebenso wie durch habitualisierte Verhaltensmuster ihrer Akteur*innen geprägt werden. Ihre operativ-prospektive Ausprägung verweist auf das utopische Ziel demokratischer Translationskulturen (siehe Kapitel 3.2.1). Für die vorliegende Studie ist dieser offensiv-strategische Aspekt des Konzeptes interessant, da im Zuge der Ausformung eines Berufs das gestalterische Moment und strategische Prozesse von Bedeutung sind.

Pyms »professional interculture« ist als topografischer ebenso wie als Ideenraum konzeptualisiert. Intercultures beziehen sich auf Meinungen und Praktiken an Schnittflächen zwischen Kulturen und verstehen sich als Räume mit eigenen Mitgliedschaftsritualen, Verhaltensnormen, Ideologien und Ethiken. Sie haben keine stabilen Grenzen, sind hybrid und transitorisch, jedoch nur jenen vorbehalten, die ihren Lebensunterhalt mit Translation bestreiten (siehe Kapitel 3.1). Für die vorliegende Studie birgt das Konzept nicht ausreichend Potenzial, um die Entstehung von Berufen analytisch in den Blick zu nehmen.

Das Konzepts des sozialen Feldes wurde in Kapitel 3.2.3 angesprochen, zu ergänzen ist, dass in der Translationssoziologie keine Einigkeit darüber herrscht, inwiefern von einem translatorischen Feld im Bourdieuschen Sinne gesprochen werden kann. Während einige Autor*innen ein translatorisches Feld voraussetzen und viele das Konzept verwenden, weist Wolf (2007b) anhand grundlegender Prinzipien sozialer Felder auf einige Einschränkungen hin: So ist Translation u.a. von Instabilität und geringer Autonomie gekennzeichnet, und die Beziehungen zwischen den Akteur*innen sind sehr oft von nur kurzer Dauer. Sie entwickelt daher mit Rückgriff auf Homi Bhabhas »third space« das Konzept des »mediation space«, einen Raum des Dazwischen, der mit verschiedenen Feldern interagiert, in dem hybride Subjekte sozial agieren, kulturelle Produkte ambigen Charakter haben und Aushandeln ein zentrales Prinzip darstellt. Der »mediation space« ist eine diskursive Zone des permanenten Aushandelns von Bedeutung, in der sich Raum, Zeit und Bewegung kreuzen und Platz für Differenz schaffen. Auch Inghilleri (2005b) spricht sich gegen ein translatorisches Feld aus und betrachtet translatorische Räume als »zones of uncertainty«, die sie im Dazwischen von sozialen Feldern ansiedelt. Die Annahme eines translatorischen Feldes bzw. der Entstehung eines Subfeldes stellte sich auch für diese Arbeit als nicht fruchtbar heraus, zumal Bourdieu die Entstehung von Feldern eng an das Prinzip der Autonomie knüpft.

In der vorliegenden Arbeit wird davon Abstand genommen, a priori einen Raum oder ein Terrain von Gebärdensprachdolmetscher*innen anzunehmen. Dies ist auch der zugrundeliegenden Methodologie geschuldet. Denn wie Andrew Abbott schlüssig argumentiert, entstünden soziale Entitäten erst durch das Setzen von Grenzen: »Boundaries come first, then entities« (Abbott 1995: 860). Eine prozessuale Sicht auf die Konstruktion eines Berufs macht es daher notwendig, zunächst von der Vorannahme eines wie auch immer gearteten Raums abzusehen. Um jedoch nicht Gefahr zu laufen, die im Entstehen begriffene Entität analytisch nicht fassen zu können, wird auf das Konzept »sozialer Welten« zurückgegriffen.

Das Konzept geht auf Tamotsu Shibutani (1955) zurück und wurde von Anselm Strauss (1978, 1993) und danach von Adele E. Clarke (1991) sowie Clarke und Susan Leigh Star (2007) weiterentwickelt. Anselm Strauss modellierte sein Konzept der sozialen Welten als Kritik am Strukturfunktionalismus, der Berufe als homogene Gemeinschaften betrachtet, deren Mitglieder Identität, Werte, Rollenbilder und Inter-

essen teilen. Dem setzen Bucher und Strauss (1961: 325) ein Prozessmodell von Beruf entgegen. Denn Berufe seien weder homogen noch statisch, sondern Resultat kontinuierlicher Aushandlungsprozesse. Eine konzeptuelle Erweiterung erfährt die ursprünglich nur für Berufe entwickelte Idee der »loose amalgamations of segments« (ibid.: 326), die lediglich für einen gewissen Zeitraum zusammengehalten werden, mit der Einführung der sozialen Welten als umfassenderem analytischen Modell. Soziale Welten sind für Strauss (1978, 1993) Agglomerationen von Personen, die sich gemeinsam für eine bestimmte (Kern-)Aktivität engagieren, Ressourcen miteinander teilen und einsetzen, um ihre Ziele zu erreichen, und kollektive Sichtweisen darüber entwickeln, wie ihre Vorhaben zu betreiben sind. Soziale Welten sind weder homogen noch statisch, sondern das Resultat kontinuierlicher Interaktionsprozesse, in denen die Struktur stetig produziert, reproduziert und modifiziert wird. Es ist ein skalierbares Konzept, da soziale Welten in Größe und Erscheinungsform variieren und Mitgliedschaft zentrale Akteur*innen ebenso wie periphere Mitglieder einschließt, wobei jeder Mensch Angehöriger verschiedener sozialer Welten ist. Da innerhalb sozialer Welten konkurrierende Meinungen herrschen und divergierende Handlungen gesetzt werden, kann sich eine soziale Welt ausdifferenzieren und Subwelten bilden. Soziale Welten und Subwelten überschneiden sich mit anderen in Bezug auf Themen und Aktivitäten, was zur Bildung von Arenen führt, »[where] various issues are debated, negotiated, fought out and manipulated by representatives of implicated subworlds« (Strauss 1978: 124). Diese werden jedoch nicht als soziale Orte verstanden, sondern als diskursive Modi oder Argumentationsbeziehungen, die sich sowohl innerhalb einer sozialen Welt als auch an Schnittpunkten zwischen sozialen Welten ausbilden (vgl. dazu auch Clarke 2006 und Strübing 2007). Das Konzept der sozialen Welten und Arenen erweist sich insofern als brauchbar für die Studie, als es erlaubt, die Positionierung der Subjekte in verschiedenen sozialen Welten ebenso wie die Relationen zwischen den sozialen Welten und insbesondere Wandel und Transformation in den Blick zu nehmen.

4.1.3 Translatorisches Tun

Die dritte und letzte Dimension der Betrachtung von Translation als Beruf setzt bei den translatorischen Tätigkeiten an, die historisch rekonstruiert, aktuell oder theoretisch konzeptualisiert werden. Zunächst ist hier aus dem Bereich des Funktionalismus wieder Holz-Mänttärís Konzept des »translatorischen Handelns« als zielgerichtetes, kooperatives Expertenhandeln anzuführen. Ihre Translator*innen verfügen über ein Handlungskonzept, sie arbeiten systematisch und tragen Verantwortung für ihre Entscheidungen. Ihr Handlungsspielraum ist groß und reicht von traditionellen translatorischen Tätigkeiten über Translationsmanagement bis zur Beratung (siehe Kapitel 3.2.1). Eine z.T. auf Holz-Mänttári rekurrierende, jedoch nicht mit Idealtypen operierende Richtung, die sich mit dem Tun von Berufstrans-

lator*innen befasst, ist die in Kapitel 3.2.3 besprochene von Risku und Kolleg*innen vertretene Perspektive der *Situated, Embodied and Distributed Cognition*, die berufliche Translation als kognitiven Prozess ebenso wie Interaktion zwischen Menschen und ihrer sozialen und materiellen Umgebung betrachtet.

Die Expertiseforschung der Übersetzungs- und Dolmetschwissenschaft wiederum untersucht translatorisches Tun als kognitiven Prozess mit dem Ziel, Erkenntnisse über Kompetenzen und Strategien zu gewinnen, in denen sich Bilinguale, Studierende und professionelle Translator*innen voneinander unterscheiden (siehe Kapitel 2.1).

Aus dem Bereich der Dolmetschwissenschaft sei an das Konzept der sozialen Rolle erinnert, das Erwartungshaltungen an translatorische Tätigkeiten in den Vordergrund stellt. Ob nun theoretisch konzeptualisiert oder empirisch untermauert, richten Arbeiten zur Rolle den Fokus auf die Frage, welche Erwartungen an Handlungen von Dolmetscher*innen gerichtet werden, wobei häufig und meist graduell zwischen rollenkonformem und nicht rollenkonformem Verhalten differenziert wird (siehe Kapitel 3.2.2). In diesem Zusammenhang kann auch auf die Translationsethik verwiesen werden, die Entscheidungsprozesse von Translator*innen unter dem Gesichtspunkt von Verantwortlichkeit und Rechtfertigung untersucht und damit den Handlungen zugrunde liegende Werte und Tugenden in den Blick nimmt, wie z.B. in Ehrenkodizes manifestierte Gruppenmoralen und deren Handlungsrichtlinien (siehe Kapitel 1.3.2).

Toury modelliert mit seinen Normen als Verhaltensregeln der Zielkultur translatorisches Tun als Entscheidungsprozess, von der Translationspolitik, die bestimmt, was übersetzt oder gedolmetscht wird, bis hin zu operativen Normen, die konkrete translatorische Entscheidungen beeinflussen. In Prunčs Translationskulturen sind Normen auch manifest, allerdings stecken sie lediglich den Handlungsspielraum ab, während »die Maximen eines selbstreflektiven und selbstverantwortlichen ethischen Handelns« (Prunč 2012: 343) bei den Translator*innen selbst verankert werden, was etwa Translationsverzicht und Translationsverweigerung ermöglicht. Auch Nonkonformismus hat in seinem Modell einen Platz, wenn nämlich Normen vorliegen, die Translator*innen aus »moralischen, ideologischen oder ästhetischen« Gründen »zum Widerspruch herausfordern« (ibid.: 348). Und schließlich haben Translator*innen nicht nur die Aufgabe zu übersetzen und/oder zu dolmetschen, sondern auch aktiv an der Konstruktion von Translationskulturen mitzuwirken, diese aufzubauen, auszuhandeln und zu pflegen (siehe Kapitel 3.2.1).

Einen explizit nonkonformistischen Anspruch an translatorisches Tun stellen Vertreter*innen der »activist translation«, die oft als Translator*innen, Forscher*innen und Aktivist*innen in Personalunion agieren. Sie betrachten Translation als ethisches, politisches und ideologisches Handeln, stellen die Unschuld der distanzierten Unparteilichkeit in Frage und verfolgen in ihrem Engagement für soziale Bewegungen eine unmittelbar auf gesellschaftliche Veränderungen abzielende

politische Agenda. Durch ihren Einsatz gegen Subordination und ideologische Unterdrückung erweitern Praktiker*innen ihren Handlungsspielraum durch eine aktivistische Komponente, während die Forschung bestrebt ist, sich ihrer politischen Verantwortung bewusster zu werden (siehe Kapitel 2.2).

Betrachtet man die hier besprochenen fachhistorisch, epistemologisch und methodologisch unterschiedlichen Perspektiven auf translatorisches Tun, so fällt auf, dass diese oftmals kategoriale oder graduelle Unterscheidungen treffen, indem sie kompetentes, professionelles, adäquates, ethisches oder gesellschaftspolitisch relevantes translatorisches Tun jenem Tun gegenüberstellen, welches diese oder ähnliche Merkmale nicht oder noch nicht aufweist. Damit soll keineswegs behauptet werden, dass eine andere Betrachtungsweise translatorischer Handlungen in der Wissenschaftslandschaft nicht existiert – man denke an jüngere translationshistorische oder translationssoziologische Ansätze (siehe Kapitel 3.1 und 3.2.3). Gleichwohl ist es für die vorliegende Studie aufschlussreich, dass der mitunter wertende Akt des Unterscheidens bei der Beschreibung und Analyse translatorischer Tätigkeiten keinen Einzelfall darstellt, sondern dazu dient, den Untersuchungsgegenstand dem jeweils als sinnvoll erachteten gedanklichen Rahmen anzupassen. Für die vorliegende Arbeit stellt sich die Frage, wie sich diverse Formen translatorischen Tuns in der sozialen Praxis entwickeln und verändern, in welcher Relation sie zueinander stehen, wie sie bewertet werden und welche Erfahrungen oder Ideologien dahinterstehen.

Wie gezeigt werden konnte, sind Translator*in-Sein bzw. -Werden, translatorisches Terrain und translatorisches Tun drei Dimensionen, die sich – neben der hier nicht behandelten Perspektive auf translatorische Produkte – der Translationswissenschaft anbieten, um Translation und deren Akteure als Objektbereich zu fassen aber auch zu formen. Die drei in diesem Abschnitt besprochenen Dimensionen von Translation werden auf Basis der vorliegenden Überlegungen und der empirischen Befunde abschließend nochmals konzeptuell in den Blick genommen, um eine alternative Betrachtungsweise anzubieten (siehe Kapitel 10).

4.2 Vom Gebrauch sozialer Kategorien

Wie in der Einleitung zu diesem Kapitel dargelegt wurde, wird von der Annahme ausgegangen, dass bei der Verberuflichung von Gebärdensprachdolmetscher*innen Typisierungs- und Klassifizierungsprozesse eine wesentliche Rolle spielen. Durch Selbst-Identifizierung, soziale Verortung und Schaffung von Gemeinsamkeiten, aber auch durch Distanzierung oder Ausschließung werden symbolische und soziale Kategorien gebildet, die als Ordnungs- und Orientierungshilfen dienen. Diese Fähigkeit und Notwendigkeit zur Kategorienbildung stellt einen der Gründe für die Auswahl von *boundary work* als Leitkonzept der Analyse dar. Bevor

auf die Entwicklung dieses Konzeptes im nächsten Kapitel näher eingegangen und dessen Bedeutung für die vorliegende Arbeit diskutiert wird, soll zunächst auf die Phänomene der Kategorienbildung und Klassifikation aus sozialwissenschaftlicher Perspektive eingegangen werden, zumal sie bei Prozessen der *boundary work* eine wichtige Rolle spielen.

Kategorienbildung, d.h. das Zusammenfassen von einander ähnelnden Objekten zu Klassen, ist ein fundamentales Prinzip des menschlichen Denkens und Handelns, Wahrnehmens, Verstehens, Lernens, Erwartens, Empfindens, Erklärens und Kommunizierens (vgl. Waldmann 2017). Denn »[t]hings become meaningful only when placed in some category« (Zerubavel 1993: 5). In der Soziologie und Ethnologie interessiert man sich zumindest seit Émile Durkheims und Marcel Mauss' in diesem Zusammenhang häufig zitierter Abhandlung »Über einige primitive Formen von Klassifikation« ([1901/02]/1987) für die Logik sozialer Klassifikation und deren Konsequenzen für das Zusammenleben von Menschen (zu sozialen Differenzkategorien vgl. Emmerich/Hormel 2013). »To classify is human«, übertiteln Geoffrey C. Bowker und Susan Leigh Star (2000) die Einleitung ihrer Monografie zu Klassifikationssystemen, deren Entstehungsumständen und Konsequenzen für die Gesellschaft. Und Eviatar Zerubavel (1993) beginnt seine Monografie *The Fine Line*, die sich mit Kategorisierungs- und Grenzziehungsprozessen in Alltag und Wissenschaft befasst, plakativ mit einem Bibelzitat aus der Schöpfung, die er als allegorische Darstellung der Schaffung von Ordnung aus dem Chaos bezeichnet. Der erste Schöpfungsakt war ein Akt der Teilung, die ersten drei Schöpfungstage waren ausschließlich dem Differenzieren und Klassifizieren gewidmet.²

Kategorien sind in der Regel unsichtbar, sie werden durch sozialen Austausch gelernt, naturalisieren die soziale Erscheinungswelt und haben insofern soziologische Relevanz, als sie kollektive Vorstellungen über gesellschaftliche und moralische Ordnung repräsentieren. Als solche sind sie zwar kontingent, historisch variabel und kulturell divergent, haben aber eine nicht zu unterschätzende materielle Kraft, da sie oft mit objektiven Folgen verbunden sind. Insofern befasst sich die soziologische Forschung mit den Entstehungsumständen und Konsequenzen sozialer, kultureller, moralischer oder ästhetischer Bewertungen, die mit Klassifikationen einhergehen. Bowker und Star (2000) etwa widmen sich der Problematik institutioneller Klassifikationssysteme und Standards, wie der *Internationalen statistischen Klassifikation der Krankheiten* (ICD), der Klassifikation der Tuberkulose, der *Nursing Intervention Classification* und der Rassenklassifikation in Südafrika zur Zeit der Apartheid.

2 »Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde; die Erde aber war wüst und wirr, Finsternis lag über der Urflut und Gottes Geist schwebte über dem Wasser. Gott sprach: Es werde Licht. Und es wurde Licht. Gott sah, dass das Licht gut war. Gott schied das Licht von der Finsternis und Gott nannte das Licht Tag und die Finsternis nannte er Nacht« (Die Bibel, Einheitsübersetzung, Genesis/1. Mose, Kapitel 1, Vers 1).

In ihren Fallstudien fokussieren sie Klassifikationsmacht, Aushandlungsprozesse und deren Implikationen für soziale Konstrukte wie Identität, Krankheit, Ethnizität oder Arbeit. Und Sighard Neckel und Ferdinand Sutterlüty (2008: 15) konzentrieren sich auf negative Klassifikationen und bezeichnen diese in ihrem Beitrag zum Sammelband *Mittendrin im Abseits* zu ethnischen Gruppenbeziehungen explizit als »stigmatisierende Elemente der symbolischen Ordnung sozialer Ungleichheit«.

Doch wie entstehen solche Klassifikationen und damit verbundene Wertungen? Zerubavel beschreibt Kategorisieren als mentales »lumping« und »splitting«. Durch »lumping« wird scheinbar Homogenes in Kategorien zusammengefasst und gleichzeitig durch »splitting« von anderen Kategorien separiert. Die so entstandenen klar voneinander abgegrenzten »islands of meaning« erscheinen als ideale Sphären, weil sie kognitive Ruhe vorgaukeln, während die Überwindung der zwischen diesen Inseln entstandenen symbolischen Klüfte mitunter großen mentalen Einsatz erfordert (Zerubavel 1993: 21, 24). Diese Art und Weise zu kategorisieren entspricht dem Mindset eines »rigid mind«, das Reinheit und Ordnung benötigt und Zwischentönen, Ambiguitäten und Mischformen bestenfalls Misstrauen entgegenbringt. Diametral entgegengesetzt verortet er das Ideal eines »fuzzy mind«, das Unterschiede verwischt, Grenzen missachtet, von Ambiguität fasziniert ist und im Streben nach Gleichheit auch eine explizite ethisch-moralische Dimension in sich birgt. Die Integration beider Denkweisen vereint er in seinem – utopischen, aber anzustrebenden – Mindset des »flexible mind«.

Das Denken in sozialen Kategorien kann also rigide ebenso wie flexibel sein, wobei klassifizierendes Denken Unterscheidung ebenso wie Relationierung des Unterschiedenen umfasst (Emmerich/Hormel 2013: 46). Die so entstandenen Kategorien sind einmal stabiler, einmal weniger stabil und können in letzterem Fall leichter verändert werden (Bowker/Star 2000: 41). Was die Distinktionslogik betrifft, findet man rein kategoriale Unterscheidungen, die sich in der Zuschreibung von qualitativer Ungleichheit manifestieren, aber auch graduelle Unterscheidungen, die auf die Zuschreibung von quantitativer Ungleichwertigkeit abzielen (Neckel/Sutterlüty 2008: 19). Im Zuge der Differenzierung und Kategorienbildung spielen Grenzen – *boundaries* – bzw. Grenzziehungsprozesse eine entscheidende Rolle. Zerubavel (1993: 2) beschreibt *boundaries* metaphorisch als mentale Zäune, die wir benötigen, um bedeutungsvolle soziale Einheiten wie Familie, Klasse oder Nation aus dem Fluss (»flux«) menschlicher Existenz herauszulösen. Sie stellen ein notwendiges Werkzeug bei der Ausbildung der Ordnung des gesellschaftlichen Zusammenlebens dar, bei der Menschen, Dingen und Ereignissen ein Platz im relationalen Beziehungsgefüge zugewiesen wird.

Auch in der Translationswissenschaft wurden und werden, wie die Ausführungen bereits gezeigt haben, notwendigerweise Kategorisierungen vorgenommen, auch wenn diesem Thema bislang metatheoretisch nicht ausreichend Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Gernot Hebenstreit (2009: 22) etwa weist in seiner

Untersuchung zu Definitionen in der deutschen Übersetzungswissenschaft darauf hin, dass viele der von ihm untersuchten Definitionen von Translationstypen oder -techniken in Form von kategorialen Oppositionen vorgenommen werden, wie etwa Otto Kades (1968) klassische Differenzierung von Übersetzen und Dolmetschen anhand einer Serie von Merkmalen wie Fixiertheit und Korrigierbarkeit, die allerdings nicht ohne eine »unsaubere« Residualkategorie auskommt und Vom-Blatt-Übersetzen als Mischform bezeichnen muss. Auf eine oppositionelle Distinktionslogik in der Übersetzungswissenschaft macht auch Lavinia Heller (2013: 93f.) aufmerksam, wenn sie aufzeigt, wie der Topos der »Unauffälligkeit« von Übersetzung durch Gegensatzpaare ganz unterschiedlicher fachlicher Positionen wie »overt« und »covert translation«, »dokumentarische« und »instrumentelle Übersetzung« oder »foreignizing« und »domesticating translation« fortgeschrieben wurde.

Als Teil des epistemischen Prozesses sind solche konzeptuellen Kategorien abstrakt, reduktiv und kontingent, i.d.R. theoriegebunden und in den Geisteswissenschaften von »fuzzy edges« umspielt, mit denen man zu leben gelernt hat (Hebenstreit 2009: 16f.). Allerdings ist die Wissenschaft, und in der Folge auch die Praxis, bei der Bildung und Verwendung von Kategorien nicht nur mit technischen Problemen konfrontiert, denen sie etwa mit der Bildung von Hybridformen (etwa Turner/Pollitt 2002: 41 und Griesel 2009) oder durch die Anwendung der Prototypentheorie (Halverson 1999, 2000; Prunč 2004b) begegnet. Sie beeinflusst auch die Wahrnehmung der auf diese Weise konstruierten Forschungsobjekte. So konnte Prunč (2010) am Beispiel der Unterscheidung des Konferenzdolmetschens vom Kommundolmetschen aufzeigen, wie statuspolitische Ausschlussdiskurse unter dem Deckmäntelchen der Qualitätssicherung zur Subordination eines ganzen translatorischen Feldes geführt haben. Konstruktionsmacht erlaubt es, hierarchische Positionen zuzuweisen, unsichtbar zu machen oder aus dem Forschungskanon auszuklammern, auch wenn dies im Falle des Kommundolmetschens als weitgehend überwundene historische Etappe angesehen werden kann. Aufschlussreich sind diesbezüglich auch rezentere Diskussionen über Sinn und Unsinn der Bildung neuer Kategorien und damit auch Prägung neuer Bezeichnungen im Zuge der Diversifizierung translatorischer Tätigkeiten in der Praxis wie in der Wissenschaft (vgl. Chesterman 2019; van Doorslaer 2021). Die Rolle von *boundary work* oder Grenzziehungsprozessen, die Kategorisierungsprozessen zugrunde liegen, wurde von Grbić (2010b, 2011) in die Translationswissenschaft eingeführt.

4.3 Boundary Work – Von den Grenzen des Möglichen

Im Verlauf der Vorarbeiten zu dieser Studie hat sich *boundary work* als probates Leitkonzept herauskristallisiert, um die Konstruktion des Berufes von Gebärdensprach-

dolmetscher*innen in Österreich zu untersuchen. Im Folgenden wird die Einführung und Weiterentwicklung des Konzeptes besprochen, bevor nach einem Exkurs in die Berufssoziologie auf die Anwendung von *boundary work* im Zusammenhang mit der Untersuchung von Berufen eingegangen wird.

4.3.1 Thomas F. Gieryn und die Anfänge in der Wissenschaftssoziologie

Einer der ersten Sozialwissenschaftler, der das Konzept der Grenze ins Zentrum seiner Überlegungen stellt, ist der Wissenschaftssoziologe Thomas F. Gieryn (1983), der sich mit Demarkation von wissenschaftlichem und nicht-wissenschaftlichem Wissen befasste, um der Frage nach den Ursachen kognitiver Autorität und dem gesellschaftlichen Sonderstatus von Wissenschaft nachzugehen. Dabei entwickelte er das analytische Konzept *boundary work* als den Einsatz diskursiver Ressourcen zum Ziel der Expansion, Monopolisierung und Bewahrung (»protection«) professioneller Autorität, wobei er diese Ziele als typische Merkmale jeglicher Professionalisierungsprozesse betrachtet:

[B]oundary-work is a likely stylistic resource for ideologists of a profession or occupation: (a) when the goal is *expansion* of authority of expertise into domains claimed by other professions or occupations, boundary-work heightens the contrast between rivals in ways flattering to the ideologists' side; (b) when the goal is *monopolization* of professional authority and resources, boundary-work excludes rivals from within by defining them as outsiders with labels such as »pseudo,« »deviant,« or »amateur«; (c) when the goal is *protection of autonomy* over professional activities, boundary-work exempts members from responsibility for consequences of their work by putting the blame on scapegoats from outside.³ (Ibid.: 791f.)

In seinen Fallanalysen zeigt er auf, dass die Konzepte von Wissenschaft je nach Gefahrenmoment divergieren und die durch *boundary work* konstruierten Grenzen somit keine Demarkationslinien sind, sondern »ambiguous, flexible, historically changing, contextually variable, internally inconsistent und sometimes disputed« (ibid.: 792). In seinen späteren Arbeiten bedient sich Gieryn räumlicher und kartografischer Metaphern und spricht von Wissenschaft als

[n]othing but a *space*, one that acquires its authority precisely from and through episodic negotiations of its flexible and contextually contingent borders and territories. Science is a kind of spatial »marker« for cognitive authority, empty *until*

3 In seiner Monografie spricht Gieryn (1999: 15ff.) von »expulsion«, »expansion« und »protection of autonomy«.

its insides get filled and its borders drawn amidst context-bound negotiations over who and what is »scientific«. (Gieryn 1995: 405, Hervorh. i. Orig.)

Wissenschaft ist für ihn ein »culturescape«, dessen Grenzen nicht nur kontingent sind, sondern durch die Möglichkeit variabler Arrangements von Räumen verschiedenartige Beziehungen zwischen Dingen bzw. Akteur*innen definieren können, wie Eingebettetsein, Überlappung, Verwandtschaft oder auch gänzliche Separation, wobei die Bewohner*innen der konstruierten Räume generalisiert und homogenisiert werden (Gieryn 1999: 7).

Auffällig ist Gieryns martialische, fast militärische Ausdrucksweise, er spricht von Glaubwürdigkeitswettbewerben, von Territorien, die erobert werden, vom Abstecken von Claims und von Revierkämpfen, von Marksteinen, Grenzkontrollen und Grenzverletzungen, Rivalitäten und Kompromittierung, dem Zeichnen von »maps« und »countermaps«, von Verlust und Sieg. Ebenso ins Auge fällt in seiner Konzeptualisierung von *boundary work* der starke Fokus auf Interessesegleitetheit, Zielorientierung und strategisches Verhalten (ibid.: 23). Auch wenn er einräumt, dass sich Interessen verändern können, so ist für ihn *boundary work* doch im Kern instrumentalistisch. Hierbei stellt sich die Frage, ob eine teleologische Fassung des Konzeptes nicht den Blick auf andere Erklärungsmöglichkeiten verschließt und so den Beobachtungsradius der Forschung nicht nur einschränkt, sondern einseitig lenkt. Dies wurde auch von Tanja Paulitz (2012: 49f.) in ihrer Arbeit zur Professionalisierung der modernen Technikwissenschaften im deutschsprachigen Raum moniert. So sieht sie in Gieryns Auffassung von sozialen Akteur*innen und Konflikten den Eindruck vermittelt, sie seien intentional handelnde Subjekte, die ihre Standpunkte strategisch und nutzenmaximierend formulieren, um soziale Segregation zu erzielen. Trotz dieser Kritik ist Gieryns *boundary work* eine vielversprechende Perspektive, die es, befreit von rationalistischen und teleologischen Einschränkungen, erlaubt, die Emergenz, Konstituierung und Etablierung des Berufs von Gebärdensprachdolmetscher*innen durch die Rekonstruktion sozialer Unterscheidungspraxis zu untersuchen.

4.3.2 Michèle Lamont und die Weiterentwicklung des analytischen Konzeptes

Eine der produktivsten Forscher*innen, die sich das Konzept *boundary work* über viele Jahre in tlw. groß angelegten Studien zur Konstruktion von Klassenunterschieden in den USA und in Frankreich zunutze gemacht hat, ist die US-amerikanische Kulturosoziologin und Bourdieu-Schülerin Michèle Lamont (1992, 2000). Lamont bezeichnet *boundary work* als kulturelle Praxis der Konstruktion von Ungleichheit, bei der symbolische *boundaries* gezogen werden, um Gefühle von Ähnlichkeit und Differenz zu generieren (Lamont/Fournier 1992: 13) und durch die Konzepte wie Klasse,

Rasse, Ethnie, Geschlecht, Religion oder Nation ihre gesellschaftliche Bedeutung erhalten (Lamont 2001: 171f.). Solche konzeptuellen Unterscheidungen münden häufig in sozialen *boundaries*, die sich etwa durch ungleichen Zugang zu oder ungleiche Verteilung von Ressourcen manifestieren (Lamont/Molnár 2002: 168). Zentrale Themen ihrer Arbeiten sind daher das Herausbilden von Ungleichheit und sozialen Hierarchien, Identitätsbildung, Statusaufbau und das Schaffen von Werten.

In ihren Untersuchungen erschließt sie auf Basis ihres Datenmaterials drei Arten von *boundaries*: kulturelle, sozioökonomische und moralische. Kulturelle Grenzen werden auf Grundlage von Erziehung, Bildung, Intelligenz, Verhalten oder Geschmack gezogen, sozioökonomische Grenzen fußen auf Bewertungen bezüglich der sozialen Position der Akteur*innen, wobei Wohlstand, Macht oder beruflicher Erfolg als Indikatoren dienen und moralische Grenzen schließlich beziehen sich auf Charaktereigenschaften und umfassen Qualitäten wie Ehrlichkeit, Ethik, Integrität, Empathie oder Rücksichtnahme auf andere (Lamont 1992: 4). Der Bezug zu Bourdieus Theorie der Praxis ist deutlich spürbar, auch wenn sie seinen Ausführungen in einigen Aspekten kritisch gegenübersteht. Daher übernimmt sie nicht das gesamte »package« Bourdieus, sondern greift nur auf einige seiner Ideen zurück, die sie z.T. modifiziert (Lamont 2012: 228f.). Den größten Unterschied zu Bourdieu sieht sie darin, dass sie davon ausgeht, dass neben dem Kampf im Feld, der auf Maximierung der besten Position und auf Akkumulation von möglichst viel Kapital abzielt, weitere zentrale Impulse soziales Zusammenleben und soziales Handeln zu lenken vermögen:

I remain persuaded that pleasure, curiosity, and a need for community and recognition are powerful engines for human action, certainly as powerful as the quest for power and the maximization of one's position in fields of power that are privileged by Bourdieu. (Lamont 2010: 138)

Eine besondere Bedeutung haben in ihrem Buch über US-amerikanische Arbeiter moralische *boundaries*, denen sie in diesem Zusammenhang sogar eine größere Kraft als kulturellen *boundaries* zuschreibt (Lamont 2000). Dies ist insofern aufschlussreich, als sich Arbeiter, die undankbare Jobs ausüben, durch das Setzen moralischer Grenzen über die »upper class« erheben, indem sie ökonomische Konzepte von Erfolg durch moralische Standards ersetzen und sich als »disciplined self« im Falle weißer Arbeiter oder als »caring self« im Falle schwarzer Arbeiter als moralisch überlegen positionieren. Dass auch zwischen den Arbeitern moralische *boundary work* stattfindet, ist weniger verwunderlich.

Ein letzter wichtiger Aspekt von Lamonts *boundary*-Begriff ist seine Dynamik. Daher stehen nicht die Grenzen selbst, sondern deren Eigenschaften, Mitgliedschaft und die damit in Zusammenhang stehenden Prozesse, also *boundary work*, als Analyseperspektiven im Vordergrund. In Bezug auf die Eigenschaften von *boundaries* fragt man nach ihrer Salienz, Stabilität, Permeabilität oder Durabili-

tät, ihrem Fokus auf Exklusion oder ihrer Toleranz von Hybridität. In Bezug auf Mitgliedschaft werden Fragen nach der Konstruktion von Ähnlichkeiten und Unterschieden, Inklusion und Exklusion, Verantwortlichkeiten, Kompatibilitäten und Loyalitäten gestellt. Und hinsichtlich der Grenzziehung werden Prozesse wie das Konstruieren, Aktivieren, Aufrechterhalten, Verschieben, Ausstreiten, Aushandeln, Überbrücken, Überschreiten oder Auflösen von *boundaries* in den Blick genommen (Lamont/Molnár 2002: 186ff.).

Boundary work hat sich als analytisches Konzept rasch in den US-amerikanischen Sozialwissenschaften verbreitet u.a. dadurch, dass in der *American Sociological Association* ein *Symbolic Boundaries Network* ins Leben gerufen wurde, das einige Jahre lang jährliche Treffen veranstaltete (Lamont 2012: 234). Einen umfassenden Überblick über theoretische Positionierungen, Weiterentwicklungen des Konzeptes und empirische Forschung in Disziplinen wie (Kultur-)Soziologie, Sozialpsychologie, Kulturanthropologie oder Wissenschaftsforschung bieten drei ausführliche Überblicksartikel (Lamont/Molnár 2002; Pachucki/Pendergrass/Lamont 2007; Lamont/Pendergrass/Pachucki 2015). Die darin besprochenen Themenbereiche umfassen u.a. soziale und kollektive Identität(sbildung), Geschlecht, Klasse, Ethnie, Beruf, Wissenschaft und Wissen, Migration, Nation, Kunst und Religion.

Die empirische Literatur ist kaum mehr zu überblicken, theoretisch haben sich auch Forscher wie Charles Tilly (2004), Rodgers Brubaker (2002, 2009) oder Andreas Wimmer (2010) in ihren Arbeiten zu Ethnizität, Migration und/oder Nationalismus mit der Konzeptualisierung von Grenzen befasst. Dass sich insbesondere in Rahmen der Ethnizitätsforschung fruchtbare Diskurse entwickelt haben, ist nicht verwunderlich, hat doch bereits der Sozialanthropologe Frederik Barth (1969) mit seinem Sammelband mit dem Titel *Ethnic Groups and Boundaries: The Social Organization of Culture Difference* auf die Bedeutung des Konzeptes hingewiesen.

Für die vorliegende Studie von Bedeutung ist die Arbeit von Rodgers Brubaker. Auch wenn er sich nicht explizit auf Lamont oder andere Arbeiten zu *boundary work* bezieht, so schlagen seine Gedanken in dieselbe Kerbe, möchte er Praxiskonzepte wie Ethnie, Rasse oder Nation nicht ausgehend von einem substanzialistischen Gruppenbegriff (»groupism«) untersuchen, sondern das Prozesshafte des Phänomens betonen, indem er den Begriff »groupness« den Vorzug gibt und die Kontingenz, Variabilität und Kulturgebundenheit von *boundaries* hervorhebt (Brubaker 2004, 2009). Um sowohl starke Bindungen als auch lose Affinitäten in den Blick nehmen zu können, schlagen Brubaker und Cooper (2000: 20f.) vor, »groupness« analytisch als Zusammenspiel von kategorialer Gemeinsamkeit (»commonality«), relationaler Verbundenheit (»connectedness«) und Zusammengehörigkeitsgefühl zu betrachten, die je verschiedene Grade aufweisen können (siehe dazu Kapitel 4.1.1).

Die Arbeit von Tor Hernes (2004) sei als Beispiel für eine Neukonzeptualisierung von *boundary work* in der Organisationstheorie angeführt, da im Verlauf der Studie auf einige Aspekte seiner Überlegungen zurückgegriffen wird. Hernes vertritt ei-

nen systemtheoretischen Ansatz und entwickelt sein Modell von *boundary work* in Organisationen mit Rückgriff auf die Raumtheorie Henri Lefebvres (1991). In Anlehnung an Lefebvres triadische Konzeptualisierung von Raum entwickelt er seine Typologie der mentalen (Ideen, Vorstellungen und Überzeugungen), sozialen (Loyalität, Vertrauen, Identität) und physischen *boundaries* (materielle Grenzen, Regeln und Vorschriften) in Organisationen. Jede der drei *boundary*-Arten kann als Ordnungsinstrument, Distinktionsinstrument oder Schwelle wirksam werden. Die organisationstheoretische Perspektive ist für die vorliegende Studie nur in Ansätzen relevant, da die Entstehung bzw. Ausbildung eines Berufs im Vordergrund steht. Es ist jedoch anzunehmen, dass mit der Gründung eines Verbandes die Institutionalisierung Einfluss auf Formen und Strategien von *boundary work* nimmt und Organisationscharakter annimmt.

Bevor in Kapitel 4.3.4 auf *boundary work* in beruflichen Kontexten eingegangen wird, ist es nötig, zuvor die Konzepte Beruf, Profession und Professionalisierung zu besprechen. Dabei wird auch auf die Arbeit von Andrew Abbott (1988, 1995) eingegangen, der sich bereits vor Gieryn – wenn auch weniger systematisch – mit Fragen der Grenzziehung im Zusammenhang mit Berufen befasste.

4.3.3 Exkurs: Beruf, Profession, Professionalisierung als theoretische Konzepte

In den Sozialwissenschaften wurden Beruf und Profession lange als in sich geschlossene Entitäten mit klaren Demarkationslinien betrachtet. Während »occupations« weniger Interesse auf sich zogen, befasste man sich zunächst im anglo-amerikanischen Kontext mit dem exklusiven beruflichen Sektor der »professions«. Dabei ging es darum, zu definieren, welche Merkmale die Sonderstellung von »professions« rechtfertigen, als deren klassische Vertreter Ärztinnen und Ärzte sowie Jurist*innen angesehen werden. Im Zuge dieser bis in die 1970er Jahre populären Merkmalskatalogverfahren versuchte man, Berufe anhand von Checklisten hinsichtlich ihres professionellen Status zu vermessen (Schmeiser 2006). Auf die Widersprüchlichkeit dieser Verfahren machte bereits Geoffrey Millerson (1964) aufmerksam. Er extrahierte 23 Merkmale aus 21 Definitionen und zeigte, dass keines dieser Merkmale von allen Autor*innen als unerlässlich erachtet worden war. Der epistemische Nutzen dieser Arbeiten reduzierte sich laut Robert Dingwall (1976/2008a: 12) daher darauf, zu wissen, was der eine oder andere Soziologe als Profession bezeichnet. In der Translationswissenschaft wird dieser Ansatz nach wie vor aufgegriffen (siehe Kapitel 2.3).

Eine Weiterentwicklung des Merkmalskatalogverfahrens stellen Phasenmodelle dar, die die Merkmale von Professionen nicht synchron erheben, sondern Professionalisierung als eine Abfolge von Entwicklungsschritten konzipieren, die jeweils von bestimmten Merkmalen gekennzeichnet sind. Dazu zählt das Modell von Wilensky

(1964), das in Kapitel 2.3 vorgestellt wurde und über Tseng (1992), der nicht dezidiert darauf verweist, in die Dolmetschwissenschaft gelang. Theoretisch werden diese Arbeiten dem Strukturfunktionalismus zugerechnet, dessen Grundidee darin besteht, dass Professionen zentrale gesellschaftliche Werte wie Gesundheit und Gerechtigkeit treuhänderisch verwalten, woraus ihnen gewisse Rechte (z.B. Autonomie, überdurchschnittliche Bezahlung) wie auch Pflichten (z.B. Gemeinwohlorientierung) erwachsen (Kurtz 2002: 50f.; Mieig 2003: 30).

Andrew Abbotts Monografie *The System of Professions* (1988) wird häufig als Zäsur in der Theoriebildung ins Treffen geführt. Abbott (1988) lehnt die Annahme essenzieller Qualitäten von »professions« ebenso wie Professionalisierung als mehr oder weniger fixe Sequenz von Ereignissen ab und richtet sein Augenmerk stattdessen auf die Verbindung zwischen »professions« und deren konkreter Arbeit. Diese bestehe darin, ihr Wissen für die Lösung von Problemen zu nutzen und darüber ihren Anspruch auf Zuständigkeit zu legitimieren. Da Professionen nicht isoliert agieren, modelliert er ein interaktives ökologisches System konkurrierender Berufe, die in Form von »jurisdictional claims« um soziale und politische Akzeptanz für exklusives Handeln in einem Zuständigkeitsbereich (gegeneinander) kämpfen. Abbott interessiert sich dafür, wie Professionen wachsen, sich aufspalten, verschmelzen, sich wandeln oder wieder verschwinden, wobei er die Bedingungen und Kontexte der Kontrolle von Arbeit in den Vordergrund rückt. In der Translationswissenschaft wurden seine Überlegungen etwa von Monzó und Sela-Sheffy aufgegriffen (siehe Kapitel 3.2.3).

In einem späteren Aufsatz befasst sich Abbott (1995) dezidiert mit *boundaries*. In seinem ökologischen System führen Berufe ihre interprofessionellen Konflikte um die Kontrolle von Zuständigkeiten über »jurisdictional boundaries« aus, wodurch sich das System kontinuierlich verändere. Dabei seien *boundaries* als »sites of difference« (ibid.: 862) früher auszumachen als der Raum, den sie umschließen, was für die vorliegende Arbeit von besonderer Relevanz ist. In seiner prozessualen Ontologie werden *boundaries* als Konfliktzonen (ibid.: 857) konzeptualisiert, die in lokalen kulturellen Aushandlungsprozessen gebildet werden (ibid.: 863) und Professionen zu »sets of turf battles« (ibid.: 860) machen. Kritisiert wurde an seinen Überlegungen u.a. die Betonung des objektiven Charakters von Tätigkeiten und Aufgaben und die Tatsache, dass er *boundaries* lediglich als Ergebnis von Wettbewerb sieht. Komplexere Zusammenhänge, Einflussfaktoren wie Macht oder Ungleichheit oder Interpretationsstrategien bei der Konstruktion wie auch immer gearteter sozialer Entitäten werden nicht ausreichend berücksichtigt (vgl. dazu etwa Lamont/Molnár 2001: 178f.).

Die zuvor besprochene strukturfunktionalistische Perspektive auf »professions« wurde in den USA durch den machttheoretischen Zugang abgelöst, der, wie in Kapitel 2.3 gezeigt wurde, auch in die Translationswissenschaft Eingang fand. Dieser Ansatz wird von Eliot Freidson (1970) und Magali Sarfatti Larson

(1977) vertreten, die von einem Monopolstatus von Professionen als wirtschaftlich-gesellschaftliche Machtträger ausgehen (vgl. Mieğ 2003: 31). Diese nutzen ihre Macht, um ihre Klientel von sich abhängig zu machen, den Markt zu kontrollieren und Vorrechte zu konservieren. Die Orientierung auf das Gemeinwohl, die im Strukturfunktionalismus als Dienst an der Gemeinschaft gesehen wird, dient hier zur Legitimierung eines kollektiven Aufstiegsprojektes, für das Larson den Begriff Professionalisierungsprojekt prägte, der im weiteren Verlauf der Arbeit im Zusammenhang mit der Konstruktion des Berufs von Gebärdensprachdolmetscher*innen Anwendung findet. Gegen die Sicht der »Monopolisten« macht Abbott (1988: 5, 13, 17) folgende Einwände geltend: Sie bezögen sich lediglich auf Eliten und gingen von essenziellen Qualitäten ebenso wie der Annahme struktureller Entwicklungen von »professions« aus, mit dem Unterschied, dass die Entwicklung nicht wie im Strukturfunktionalismus als natürlicher Prozess, sondern als Wunsch nach Autorität und Dominanz interpretiert wird.

Eine für diese Arbeit fruchtbare theoretische Perspektive geht auf den Symbolischen Interaktionismus zurück, insbesondere auf Arbeiten von Anselm Strauss (z.B. in Zusammenhang mit seinem Konzept der »Sozialen Welten«) oder Erving Goffman (z.B. in der Unterscheidung von »Vorderbühne« und »Hinterbühne«). In diesen Studien werden Berufe nicht als monolithische Einheiten betrachtet, sondern als in sich heterogen und dynamisch. Sie sind einer ständigen Entwicklung unterworfen, die zwar aus sich selbst heraus entlang der konkreten Arbeit in einem bestimmten Problemkontext, jedoch stets in Hinblick auf weitere Akteure verläuft. Diese Studien befassen sich insbesondere mit Wandlungs- und Aushandlungsprozessen, die z.B. beobachtet werden, wenn sich neue Berufsgruppen herausbilden. Auch Privilegien, Zuständigkeiten und Konflikte sind häufig Thema (vgl. Kurtz 2002; Mieğ 2003; Pfadenhauer/Sander 2010).

Neben dem (Struktur-)Funktionalismus, den machttheoretischen Ansätzen und dem Symbolischen Interaktionismus werden in der einschlägigen Literatur die Strukturtheorie und die Systemtheorie behandelt, die jedoch aufgrund ihrer geringen Relevanz für diese Arbeit nicht gesondert besprochen werden (vgl. dazu Kurtz 2002; Pfadenhauer/Sander 2010). Des Weiteren sei noch jene Perspektive angeführt, die auf Bourdieus Kultursoziologie aufbaut und die, wie in Kapitel 3.2.3 ausgeführt wurde, auch in der Translationswissenschaft eine wichtige Rolle einnimmt.

Rezente Arbeiten zu Berufen lassen sich oft nicht mehr nur einem dieser theoretischen Zugänge zuordnen. Auch ist man sich weitgehend einig, dass »occupations« und »professions« in Bezug auf Konstruktionsprozesse, Identitätsbildung, Regulations- und Kontrollstreben sowie Arbeitskultur vieles teilen, wodurch eine scharfe definitorische Trennung der Konzepte obsolet wird (Evetts 2003: 51). Professionalisierungs- und Konsolidierungsprozesse werden als hochkomplex, vielfältig und kontingent angesehen. So subsumiert Julia Evetts (ibid.: 52) unter Professionalisie-

rung jene sozial, kulturell und historisch variablen Prozesse, die dazu führen, dass eine bestimmte Arbeit zu einem Beruf wird und bestimmte Berufe manchmal als professionell bezeichnet werden. Diese Prozesse sind sowohl internen als auch externen Einflüssen ausgesetzt und von gesellschaftlichen und staatlichen Interessen ebenso wie von Eigeninteressen geleitet.

Im Rahmen der vorliegenden Arbeit wird im Sinne Evetts (2003) keine Differenzierung zwischen Beruf und Profession vorgenommen. Beruf und Profession werden als soziale und kulturelle Kategorien verstanden, wobei die Verwendung der Konzepte in der Praxis als Akt der Klassifizierung verstanden wird, bei dem Grenzziehungsprozesse wirksam werden. Es geht also nicht um die Frage, ab wann Gebärdensprachdolmetschen in Österreich als Beruf bezeichnet werden kann, sondern darum, wann, wie und warum für eine Tätigkeit, die nicht neu ist, die Bezeichnung Beruf oder Profession verwendet wird und welche Bedeutungen dem Konzept vonseiten verschiedener Akteur*innen zugeschrieben werden.

4.3.4 Boundary work in beruflichen Kontexten

Wie Michèle Lamont und ihre Kolleg*innen in ihren Überblicksdarstellungen ausführen, wurde *boundary work* auch in der Forschung zu Berufen fruchtbar gemacht (Lamont/Molnár 2001; Pachucki/Pendergrass/Lamont 2007; Lamont/Pendergrass/Pachucki 2015). Valerie Fournier zufolge findet diese »labour of division« (2002: 73) auf drei Ebenen statt: *boundary work* zwischen verschiedenen Berufsgruppen, jene zwischen Berufstätigen und Kund*innen bzw. Klient*innen oder Laien bzw. Laiinnen sowie jene zwischen Beruf und Markt. Für die vorliegende Untersuchung sind die folgenden Ebenen von besonderem Belang: *boundary work* zwischen Profis und Amateuren, zwischen unterschiedlichen Berufsgruppen, zwischen Berufstätigen und ihren Kund*innen sowie Grenzziehungsarbeit im Zuge der Entstehung von Berufen und jene zwischen Arbeitszeit und Freizeit. Da Studien zu *boundary work* in beruflichen Kontexten sehr weit verbreitet sind, sollen diese Ebenen lediglich anhand ausgewählter Beispiele illustriert werden, die für die vorliegende Arbeit aufschlussreich sind.

4.3.4.1 Von Profis und Amateuren

Wie bereits Gieryn (1983: 791f.) bemerkt, ist *boundary work* im Zuge von Monopolisierungsbestrebungen eine probate Ressource, um Rivalen auszuschalten, indem diese mit Etiketten wie »pseudo«, »deviant« oder »amateur« versehen werden. Mit dieser Thematik hat sich u.a. Brian Taylor (1995) auseinandergesetzt, auf dessen Arbeit auch Fournier (2002) zurückgreift. Obwohl Taylor nicht mit dem Begriff *boundary work* operiert, sind seine Überlegungen insofern relevant, als er in seiner Analyse der Entwicklung der Archäologie dem verbreiteten evolutionären Modell, enthusiastische Amateure würden im Laufe der Zeit durch ausgebildete Profis verdrängt,

eine Absage erteilt. Laut Taylor werde die Kategorie »Amateur« vielmehr konstruiert, um die eigene professionelle Position herauszustreichen (Taylor 1995: 504). Da in der Archäologie Profis ebenso wie Amateure am Werk sind, werden Letztere etwa als »unscientific dabbler« (ibid.: 506) dann an die Ränder verwiesen, wenn es darum geht, Professionalität zu legitimieren und nicht, um diese ein für alle Mal zu verdrängen oder zu ersetzen. Fournier schließt sich den Ausführungen Taylors in ihren Überlegungen zur Entwicklung der Medizin an. Auch der Quacksalber oder Scharlatan sei keine Kategorie »pre-dating the rise of the ›superior‹ more scientific ›professional medicine‹« (Fournier 2002: 119), sondern eine schlagkräftige Ressource, um Professionalität und Status zu etablieren und Vertrauen zu gewinnen. Dieses »performing legitimacy« ist ihr zufolge ein langwieriger Prozess, wobei Legitimität stets relational und dem Wettbewerb unterlegen ist.

Von Relevanz für die vorliegende Arbeit ist auch eine bereits ältere ethnografische Studie von Bonalyn J. Nelsen und Stephen R. Barley (1997) über ehrenamtliche und bezahlte Rettungssanitäter*innen in den USA. Obwohl »jurisdictional boundaries« angesprochen werden, dient *boundary work* auch hier nicht als Kernkonzept. Dennoch stehen hauptsächlich Abgrenzungsstrategien in konkreten Interaktionen im Zentrum ihrer Analyse. Sie fragen sich, wie unbezahlte in bezahlte Tätigkeiten und Güter bzw. Geschenke in Waren transformiert werden und wie sich diese Prozesse auf die Rollen, Beziehungen und Handlungen der Akteur*innen sowie auf Konstruktion des beruflichen Mandats auswirken. Auf Basis von teilnehmender Beobachtung und Interviews analysieren sie die Rhetorik ebenso wie andere Formen der Selbstdarstellung, um der »ideology of practice« (ibid.: 631) der Akteur*innen auf den Grund zu gehen. Dabei rekonstruieren sie eine Reihe von Oppositionen, die von Angestellten und Ehrenamtlichen zur Abgrenzung eingesetzt werden. Die bezahlten Rettungssanitäter*innen konstruieren folgende Oppositionen, um ihre Identität als Expert*innen festzuschreiben und die ehrenamtlichen Kolleg*innen als »Amateure« abzukanzeln: erfahrene Profis vs. gering Ausgebildete, entschlossenes Handeln vs. Unentschlossenheit, Kontrolle behalten vs. Kontrolle verlieren und »functionaries« vs. »Trauma-Junkies«. In den Interaktionen und Diskursen der ehrenamtlich Tätigen stachen zwei Oppositionen hervor: humanitäre Helfer*innen vs. Funktionsträger*innen sowie vertraute Insider (aus der Community) vs. Außenseiter*innen.

Bezüglich der Selbstdarstellung wurden die äußerliche Erscheinung, das Auftreten, der Arbeitsstil und die Art und Weise der Kontrolle der Patient*innen als Differenzierungskriterien ausgemacht. Während das Erscheinungsbild der bezahlten Kräfte einen Mix aus polizeiähnlicher Uniformierung und medizinischer Kompetenz transportierte (Uniformen, technisches Gerät), sie emotional distanziert auftraten, ihr professionelles Gesicht zu wahren suchten und eine Aura von Professionalität durch fast choreografierte Arbeitsteilung zu vermitteln suchten, waren die ehrenamtlichen Sanitäter*innen äußerlich kaum von ihren Patient*innen zu un-

verschieden, sie suchten emotionalen Kontakt, hatten keine Scheu, ihre Unsicherheit zu zeigen und wirkten in der Zusammenarbeit, auch wenn sie kompetent waren, mitunter unroutiniert. Im Umgang mit schwierigeren oder renitenten Patient*innen führten die bezahlten Kräfte einen dominanten, einschüchternden Diskurs, während die Ehrenamtlichen versuchten, die Patient*innen von der Notwendigkeit ihrer Hilfe zu überzeugen. Daraus kann, um auf Lamont (1992: 4) zurückzukommen, geschlossen werden, dass die ehrenamtlichen Sanitäter*innen vor allem emotionale und moralische *boundaries* setzten, während die bezahlten Kräfte auf kulturelle und sozioökonomische *boundaries* als Ressourcen zurückgriffen.

Eine interessante Perspektive eröffnet eine Publikation von Ludo Glimmerveen, Sierk Ybema und Henk Nies (2020), die sich der Grenzziehungsarbeit zwischen Vertreter*innen einer großen professionellen Pflegeeinrichtung und engagierten Bürger*innen widmet, die in einem ihrer Altenpflegeheime beteiligt werden sollen. Während vermutet werden könnte, dass sich die Profis bewusst von den Laien bzw. Laiinnen abgrenzen, ergab die über mehrere Jahre laufende Studie hingegen ein ständiges Hin und Her zwischen Grenzziehung und Grenzöffnung. So wurde etwa gezeigt, dass eine von oben dekretierte Grenzöffnung eine verstärkte Grenzziehungsarbeit auf Akteursebene auslöste, während die Wiederherstellung hierarchischer Grenzen von oben insofern nicht auf Gegenliebe stieß, als sie den Verhandlungsspielraum der Akteur*innen vor Ort einschränkte. Die Studie zeigt eindrücklich, dass es sich bei *boundary work* nicht um simple Ausschlussstrategien handeln muss.

4.3.4.2 Interprofessionelle Grenzen

Interprofessionelle *boundary work* zwischen Berufsgruppen wurde häufig in Krankenhäusern untersucht, was sich insofern anbietet, als in Krankenhäusern die soziale Dynamik verschiedener professioneller Akteur*innen und multidisziplinärer Teams gut zu beobachten ist. Machttheoretische Studien hatten in den 1970er Jahren aufgezeigt, wie es der Ärzteschaft gelungen ist, sich als dominante Profession innerhalb des Gesundheitswesens zu etablieren, ihrem Expertenwissen Monopolstatus zu sichern, andere Berufsgruppen unterzuordnen und die Kontrolle über die Gesundheitsversorgung nachhaltig zu bewahren (vgl. etwa Freidson 1970). Das sich aus dieser konstitutiven Asymmetrie ergebende Konfliktpotenzial wurde in Studien zu *boundary work* im Gesundheitswesen zunächst insofern bestätigt, als aufgezeigt wurde, wie professionsbezogene Differenzierungen reproduziert und berufliche Hierarchien festgeschrieben werden. So zeigt etwa Davina Allen (2001), wie Krankenschwestern und -pfleger »atrocity stories«⁴ über Ärztinnen und Ärzte zur

4 Die Untersuchung von *atrocity stories* in interprofessionellen Diskursen geht auf Robert Dingwall (1977/2008b) zurück. Allen definiert sie als »stories [...] about dramatic or shocking

(Re-)Konstruktion von Beziehungen und relationalen Positionierung der Akteur*innen einsetzen. Obwohl diese Narrative die fachliche Expertise der Krankenschwestern und -pfleger vorbehaltlos betonen, etwa im Vergleich mit weniger kompetenten Ärztinnen und Ärzten in Ausbildung, weisen sie gleichzeitig auch eine deutliche Orientierung hinsichtlich der Zuständigkeitsgrenzen gegenüber Letzteren auf.

Rezentere Arbeiten weisen allerdings darauf hin, dass die Machtverteilung im Krankenhaus trotz der strukturell vorgegebenen und reproduzierten hierarchischen Grenzen kontingenter, dehnbarer und fluider ist als zunächst angenommen. Exemplarisch sei auf die Studie von Ester Carolina Apesoa-Varano (2013) verwiesen, die 110 Interviews mit fünf verschiedenen Berufsgruppen in einem Krankenhaus durchgeführt hat. Sie macht auf die »ironic duality« (ibid.: 327) häufiger *boundary crossings* aufmerksam, die zu Konflikt, aber auch zu Kooperation führen können, wobei die soziale Ordnung des Krankenhauses dadurch nicht grundsätzlich unterminiert oder transformiert wird. So werden zum Wohle der Patient*innen und einer einenden Ideologie der Fürsorge Grenzen in beide Richtungen überschritten, und zwar, um Kolleg*innen zu helfen, um Konkurrenz auszudrücken oder schlicht und einfach, damit die nötigen Aufgaben erledigt werden können. Dazu zählen das Übernehmen nichtmedizinischer Aufgaben einer anderen Berufsgruppe (Füttern, Umbetten, Telefonieren u.Ä.), das Überschreiten der diagnostischen Grenze (Infragestellung von Wissen oder Kompetenz, Erstellen von Gegendiagnosen u.Ä.) und das Ignorieren von Vorschlägen oder Anweisungen.

Die Dynamik von *boundary work* zeigt sich auch in einem Projekt von Nissim Mizrachi und Judith T. Shuval. Sie widmen sich der epistemischen Hegemonie in einer sich verändernden Arbeitsumgebung in israelischen Krankenhäusern, nachdem Abteilungen für Komplementärmedizin eingerichtet wurden (z.B. Mizrachi/Shuval 2005; Mizrachi/Shuval/Gross 2005). Dabei zeigen sie auf, wie Komplementärmediziner*innen von Vertreter*innen der Schulmedizin in formellen Kontexten als »aliens« und deren im Steigen begriffene Beschäftigung in Krankenhäusern als »invasion« [...] into the biomedical fortress« (Mizrachi/Shuval/Gross 2005: 24) betrachtet werden. Im informellen Feld der täglichen Praxis werden die Grenzen hingegen transformiert, wodurch die zwei konkurrierenden Gruppen nicht mehr als Gegensatzpaar wahrzunehmen sind. Dies äußert sich in vielfältigen Reaktionen auf die Wettbewerbssituation und in gegenseitigem Respekt, auch wenn der positive Effekt der Alternativmedizin vor allem im Bereich »care« gesehen wird und der eigentliche »cure«-Bereich nach wie vor den Schulmediziner*innen vorbehalten ist.

events that may take on a legendary or apocryphal status in the oral culture of an occupational group« (Allen 2001: 76). Siehe dazu Kapitel 7.2.2.1.

4.3.4.3 Die Beziehung zu Kund*innen und Klient*innen

Die Beziehung zwischen Berufstätigen und ihren Kund*innen bzw. Klient*innen wird mit Fokus auf *boundary work* seltener untersucht, doch stellen die Ambivalenzen zwischen der privaten und beruflichen Sphäre einen relevanten Aspekt für die vorliegende Arbeit dar. Katie Deverell und Ursula Sharma (2000) zeigen in zwei Studien, welche Bedeutung es für bestimmte Berufsgruppen haben kann, Merkmale bzw. Erfahrungen wie Ethnie oder sexuelle Orientierung mit ihren Klient*innen zu teilen, und wie schwierig sich gleichzeitig das Ausbalancieren von Nähe und Distanz dabei gestaltet. Sie befassen sich zum einen mit schwulen Männern, die HIV-Präventionsarbeit in der Szene leisten, und zum anderen mit Homöopath*innen ohne medizinische Ausbildung und zeigen auf, wie die Akteur*innen Professionalität durch reflexive Praxis erzeugen und wie diese durch die Konstruktion verschiedener Arten von Grenzen ausgedrückt wird. Auch wenn sich die zwei Gruppen voneinander unterscheiden, verfechten beide eine Philosophie der Partizipation und Selbstverantwortlichkeit ihrer Klient*innen, sie betonen die Bedeutung persönlicher Erfahrung und Empathie und verorten sich, zumal sie hierarchische Beziehungen ablehnen, in einem fortwährenden Spannungsfeld zwischen traditioneller professioneller Distanz und der Notwendigkeit von Nähe und Intimität.

Die Ambiguität von Grenzen zwischen ökonomischen und nicht-ökonomischen Sphären und das Spannungsfeld zwischen Nähe und Distanz wird auch im Zusammenhang mit beruflichen Tätigkeiten untersucht, bei denen sich Geschäft und Privates, etwa in der Tourismusbranche, vermischen. Studien zu familiären Bed-and-Breakfasts (Hultman/Andersson Cederholm 2010) oder Reiterhöfen (Andersson Cederholm 2015) zeigen, wie durch emotionale *boundary work* persönliche ebenso wie ökonomische Werte konstruiert werden. Die ambige Beziehung kommerzieller Freundschaft wird dadurch deutlich, dass zum einen intensiv in »emotional labour« als Ausdruck der Verbundenheit mit den Gästen und als Ausdruck eines persönlichen Lifestyles investiert wird. So werden z.B. ökonomische Motive der Tätigkeit bagatellisiert. Zum anderen wird eine gewisse Distanz zu den Gästen als notwendig erachtet und die eigene Privatsphäre hochgehalten, was in ein kontinuierliches Wechselspiel von Nähe- und Distanzverhalten mündet.

4.3.4.4 Boundary construction – Die Konstruktion von Berufen

Für die vorliegende Arbeit besonders relevant sind jene – ebenso nicht sehr häufigen – Studien, die sich mit der Konstruktion von Berufen (bzw. auch Disziplinen) befassen. Kathleen Montgomery und Amalya L. Oliver befassen sich nicht nur in mehreren Publikationen mit der Konstruktion von *boundaries* in diesem Kontext, sondern legen auch ein Prozessmodell vor (Montgomery/Oliver 2003, 2007; Oliver/Montgomery 2005). Theoretisch fußt ihre Arbeit in der Organisationssoziologie und der Sozialpsychologie, wobei der Fokus auf Prozessen der Institutionalisierung und Netzwerkbildung liegt. Mit Bezug auf Abbott (1995) streichen sie die »essential role

of boundaries to entity creation« (Montgomery/Oliver 2003: A1) hervor und untersuchen zum einen die Grenzziehungsarbeit von Anwälten im vorstaatlichen Israel und zum anderen die Hybridisierung zweier Berufsgruppen in den USA in den 1970er Jahren, die zur Entstehung von »physician executives« führte (Montgomery/Oliver 2007). Als Voraussetzung für die Konstruktion einer neuen (oder Transformation einer bestehenden) »Entität« nennen sie: 1. das Festlegen von Grenzen um eine Domäne und das Formulieren von Regeln der In- bzw. Exklusion sowie 2. das Erlangen von Anerkennung und Legitimation vonseiten zentraler Akteur*innen im Feld (ibid.: A2). Daraus leiten sie zwei Typen von Grenzen ab: »entry boundaries«, die Mitgliedschaft definieren, und »domain boundaries«, welche die Aufgaben der Berufsgruppe definieren (Montgomery/Oliver 2007: 662). Um robuste Grenzen zu erzielen, werden, so die Autorinnen, bidirektional folgende Netzwerkaktivitäten gesetzt: Zentrifugale Kräfte sind nach außen orientiert und vermögen die Domäne auszudehnen und Mitglieder zu rekrutieren, zentripetale Kräfte hingegen sind nach innen gerichtet und ziehen die Mitglieder ins Zentrum, um ein dichteres und kohäsiveres System zu gewinnen und die Mitgliedschaft zu stärken.

Ihr Prozessmodell besteht aus vier aufeinanderfolgenden Phasen (ibid.: 665): In Phase 1 sind die Kräfte noch undifferenziert, die Netzwerkaktivitäten sind informell und intern, es geht vor allem darum, gemeinsame Interessen zu identifizieren. In Phase 2 dominieren zentrifugale Kräfte, um einerseits neue Mitglieder zu rekrutieren und andererseits unter relevanten Akteur*innen auf sich und die beanspruchte Domäne aufmerksam zu machen. Phase 3 ist dadurch gekennzeichnet, dass beide Arten von Kräften eingesetzt werden: Zentripetale Kräfte schränken die Mitgliedschaft ein und nach außen gerichtete Netzwerkaktivitäten dienen dazu, den Anspruch auf die Domäne zu legitimieren. In Phase 4 schließlich steht »boundary maintenance« im Vordergrund, bidirektionales Netzwerken dient dazu, die Exklusivität der Mitgliedschaft und das Recht auf die Domäne festzuschreiben oder ggf. auszudehnen.

Die Arbeiten von Montgomery und Oliver sind nicht nur deskriptiv, sondern auch berufspolitisch motiviert, da sie auch darauf abzielen, Gründe für »Erfolglosigkeit« zu eruieren, um Professionalisierungsprozesse optimieren zu können. Sie sind des Weiteren einem strukturfunktionalistischen Zugang der Berufssoziologie verhaftet, der formale und evolutionäre Aspekte zu sehr betont und Berufe als in sich geschlossene Einheiten betrachtet. Was ihrer Arbeiten dennoch relevant erscheinen lässt, ist weniger ihr eher starres Prozessmodell als der Fokus auf die Bedeutung von Netzwerkaktivitäten im Entstehen begriffener Berufe.

Wie bereits eingangs erwähnt, liegen nicht sehr viele Arbeiten zur Entstehung traditionellerer beruflicher Felder vor, die mit *boundary work* als analytischem Konzept arbeiten. Eine Ausnahme bildet die wissenssoziologische Studie von Tanja Paulitz (2012), die die Professionalisierung und Institutionalisierung des Ingenieurberufs und der Technikwissenschaften im deutschsprachigen Raum im Kontext ge-

schlechtlich kodierter Grenzziehungspraxis untersucht. Im Vordergrund stehen dabei die sich verändernden diskursiven Praktiken, die den Ingenieurberuf, die technischen Wissenschaften und ihren Objektbereich auch geschlechtlich mitkonstruieren. Dabei rekonstruiert sie im Rahmen einer diskursanalytischen Untersuchung von Fachzeitschriften und Texten zentraler Akteure über einen Zeitraum von sieben Jahrzehnten die jeweils dominanten Männlichkeitskonzepte, die den Ingenieur etwa als rationalen Maschinenwissenschaftler oder als Mann der Tat entwerfen.

Verbreiteter im Zusammenhang mit der Entstehung von Berufen sind Studien, die sich mit neuen, unsicheren, mitunter auch wenig definierten, hybriden oder komplexen Berufen auseinandersetzen und untersuchen, wie diese aus jeweils unterschiedlichen Gründen und Bedürfnissen heraus durch verschiedene Formen von Grenzziehungsarbeit Professionalität konstruieren. Dazu zählen etwa Studien zu Aromapraktiker*innen (Fournier 2002), Hausverwalter*innen (Casey/Allen 2004), Masseur*innen (Oerton 2004), Hotelfachleuten (Sherman 2005) oder zu »complex workers« in Ein-Personen-Unternehmen von Innenausstatter*innen bis zu Zauberer*innen (Kapelinsky/Avihu 2019).

4.3.4.5 Arbeitszeit und Freizeit

Die Wahrnehmung von Zeit und Raum ist, wie Eviatar Zerubavel (1993) und Christena Nippert-Eng (1996, 2008) ausführen, kontingent und variabel. Zeit kann in unterschiedliche soziale Zyklen, wie etwa sakrale Zeit oder in Wochentage und Wochenende unterteilt werden. Während diese Zyklen i.d.R. mentale Segmentationen sind, werden sie durch den Akt des Überquerens von Zeitgrenzen häufig sichtbar gemacht, bspw. durch das Verwenden anderer Sprachvarietäten oder das Wechseln von Dienst- und Zivilleidung (Zerubavel 1993: 18).

Zeit (und Raum) kann durch *boundary work* auch an berufliche und private Anforderungen angepasst werden. Nippert-Eng (1996, 2008) betrachtet die Art und Weise, wie Menschen zwischen den Kategorien des Privaten und Beruflichen pendeln, als Kontinuum, das von extremer Integration auf der einen bis zu extremer Segmentation auf der anderen Seite reicht. Extreme Integration ist ein Merkmal eines asituationalen oder amorphen Selbst, das keine konzeptuelle Grenze zieht und unabhängig von Zeit und Raum agiert. Extreme Segmentation wiederum wird vom situationalen Selbst betrieben, das die Sphären einander entgegensetzt und weder konzeptuelle Überlappungen noch Ambiguitäten duldet. Da diese Ideal- bzw. Extremtypen in unserer Gesellschaft so gut wie nicht zu finden sind, ist nach Nippert-Eng (1996) stetige *boundary work* erforderlich, um die eigenen Bedürfnisse und Möglichkeiten auszuloten und sich durch Integration auf der einen und Segmentation auf der anderen Seite flexibel an die Gegebenheiten anzupassen. Grenzziehungsarbeit kann in diesem Kontext durch Artefakte wie Kalender oder Schlüssel, Kleidung, Menschen und ihre Repräsentationen, Diskurse, Verhaltensweisen, Gedanken u.Ä. in Erscheinung treten.

In jüngerer Zeit wird zunehmend auch auf *boundary work* zwischen Arbeit und Nichtarbeit im Kontext der Digitalisierung eingegangen. So untersuchen etwa Steffi Siebert und Jan Löwstedt (2019) den Einfluss von sozialen Medien auf das Verhältnis zwischen Arbeit und Nichtarbeit, indem sie auf Strategien fokussieren, die Mitarbeiter*innen von NGOs einsetzen, um das Privatleben vor öffentlicher und beruflicher Kontrolle zu schützen, wenn sie diese Technologien nutzen.

Abschließend sei noch darauf hingewiesen, dass einige Forscher*innen in ihren Arbeiten das analytische Konzept *boundary work* mit anderen theoretischen Konzepten oder Erklärungsmodellen verbinden. So greifen etwa die besprochenen Arbeiten von Mizrahi, Shuval und Gross (2005) sowie Paulitz (2012) auf Bourdieus Kultursociologie zurück, Casey und Allen (2004), Mizrahi und Shuval (2005) und Paulitz (2012) nehmen Anleihen bei Foucault. Eliasoph und Lichterman (2003) bedienen sich in ihren Studien u. a. bei Goffman, Kerosuo (2006) gründet ihre Untersuchung auf der Activity Theory und Allen greift einmal auf Dingwalls »atrocity stories« (Allen 2001), einmal auf Strauss' Konzept »negotiated order« (Allen 1997) zurück.

4.3.5 *Boundary work* in der Translationswissenschaft

Boundary work wurde von Grbić (2010b, 2011, 2014, 2017) in die Translationswissenschaft eingeführt, bislang aber nicht systematisch als analytisches Konzept mit Rückruff auf Gieryn, Lamont oder auch Zerubavel eingesetzt. Über die Rezeption von Grbićs Arbeiten fand es zunächst Eingang in einzelne Publikationen (vgl. Kinnunen/Vik-Tuovinen 2013; Shaw 2014; Koskinen/Dam 2016). Kinnunen und Vik-Tuovinen (2013) diskutieren auf Basis von Interviews mit Gerichtsdolmetscher*innen in Finnland »boundar[ies] of power and knowledge«, die diese von nötigen Informationen zur Vorbereitung auf Einsätze ausschließen. Shaw (2014) problematisiert die allzu scharfen Grenzen zwischen der Gehörlosengemeinschaft und Gebärdensprachdolmetscher*innen, was auch in deren Ausbildung begründet sei (vgl. auch Shaw/Halley 2021), und Koskinen und Dam (2016) resümieren in ihrem Abschlussartikel der Sondernummer der Zeitschrift *JoSTrans* zu »The Translation Profession: Centres and Peripheries« »boundary setting« und »boundary crossing« in den von ihnen herausgegebenen Beiträgen.

Inspiziert durch die Arbeit von Grbić stellte Helle Vronning Dam die achte Konferenz der *European Society of Interpreting Studies* (EST) schließlich unter das Motto »Translation Studies: Moving Boundaries«. ⁵ Im daraus hervorgegangenen Sammelband, der eingeladene Beiträge versammelt, steht jedoch lediglich im Beitrag von Grbić und Kujamäki (2019) *boundary work* als analytisches Konzept im Vordergrund. Aus einem Panel dieser EST-Konferenz ging zudem eine Sondernummer der Zeitschrift *Hermes* mit dem Titel »Boundaries Around, Boundaries Within: Introduction

5 Persönliche Mitteilung.

to the Thematic Section on the Translation Profession, Translator Status and Identity« hervor. Das analytische Konzept *boundary work* wird im Einleitungsbeitrag von Elin Svahn, Minna Ruokonen and Leena Salmi (2018) besprochen, in einigen Artikeln werden *boundaries* oder *boundary work* ohne soziologischen Bezug angesprochen und lediglich Maialen Marin-Lacarta und Mireia Vargas-Urpi (2018) verwenden in ihrer Studie zu hybriden Tätigkeitsbereichen literarischer Übersetzer*innen eines Non-Profit-Selbstverlages das Konzept analytisch mit Verweis auf Gieryn.

Ausgehend von Gieryns analytischen Konzept untersuchen Michael En und Boka En (2019), wie Grenzziehungsarbeit hinsichtlich der Frage der Übersetzungsexpertise im Zusammenhang mit Übersetzen, Aktivismus und LGBTIQ-Fragen verhandelt wird, ohne allerdings auf vorangegangene translationswissenschaftliche Forschung zu *boundary work* einzugehen. Auch Omri Asscher (2020) verweist in seinem Beitrag zur Übersetzungspraxis als symbolische *boundary work* in Bezug auf kulturelle und ideologische Beziehungen zwischen Heimat und Diaspora nicht auf frühere Studien, die das Konzept analytisch nutzen. Mit Rückgriff auf Lamont zeigt er die Dialektik zwischen Verbundenheit und Friktion in diesem translatorischen Feld auf. Lomeña Galiano (2020) erwähnt *boundary work* als nützliches Konzept mit Verweis auf Koskinen und Dam (2016), setzt es aber ihrem Artikel zu »hidden populations« der Translation, d.h. sogenannte »non-professionals«, nicht als analytisches Konzept ein. Innovativ ist der Artikel insofern, als er methodische Hinweise darauf gibt, wie die Forschung unbelasteter an die Thematik herangehen könnte.

Die Ausführungen in Kapitel 4.3.4 zeigen, dass der Blick auf Grenzziehungsprozesse in unterschiedlichen beruflichen Feldern auf unterschiedlichen Ebenen der Untersuchung von Berufen neue Zusammenhänge erschlossen und aufschlussreiche Ergebnisse erzielt hat. Betrachtet man bisherige translationswissenschaftliche Zugänge zum Beruf, die in Kapitel 2.3 besprochen wurden, eröffnet diese neue Perspektive die Möglichkeit einer prozessorientierten Betrachtung von Beruf als sich verändernde Praxis, ohne dabei, wie traditionelle Professionalisierungsmodelle es vorsehen, einem Fortschrittsmodell zu folgen oder Wertungen in Bezug auf Qualität, Professionalität oder Expertise a priori vorzunehmen. Im Zusammenhang mit translationssoziologischen Zugängen, die in Kapitel 3.2.3 besprochen wurden, verspricht diese Perspektive eine fruchtbare Ergänzung zu bisherigen Arbeiten, die vor allem von Bourdieus Kultursozilogie beeinflusst sind, die sich im Zusammenhang mit Fragen beruflicher Identität(sbildung) bereits als fruchtbar erwiesen hat. Da Kategorisierungen, wie gezeigt werden konnte, auffallend häufig in der Literatur zu finden sind, ohne jedoch auf einer Metaebene ausreichend behandelt und kritisch reflektiert zu werden, eröffnet diese Arbeit, die einen zentralen Fokus auf Differenzierungen zwischen sich und anderen legt, die Möglichkeit, die Generierung von Gefühlen der Identität und Differenz in der alltäglichen Erfahrung von Translator*innen besser zu verstehen und der Dynamik von Grenzziehungsarbeit auf den Grund zu gehen.